

GAVIN EXTENCE

Libellen im Kopf



GAVIN EXTENCE

LIBELLEN  
IM KOPF

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN  
VON ALEXANDRA ERNST

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel  
»The Mirror World of Melody Black«  
bei Hodder & Stoughton, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe 2018 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

© der Originalausgabe 2015 by Gavin Extence

© der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by Limes Verlag,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Umschlagmotive: DigitalVision Vectors/saemilee/Getty Images;  
[www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Redaktion: Susann Rehlein

WR · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0099-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für ACE und TOE,  
wenn ihr alt genug seid.





## HINTER DEN SPIEGELN

Simons Wohnung war ein Spiegelbild unserer eigenen. Ein Schlafzimmer, ein Duschaum statt eines Badezimmers, ein Wohn-Esszimmer mit Küchenzeile, das ein Immobilienmakler in ein paar Wochen großspurig als »offen geschnitten« anbieten würde. Die Diele war eng und fensterlos, erleuchtet durch einen Deckenfluter, der konzentrische Pfützen aus Licht und Schatten auf schmucklose, gestrichene Wände warf.

Der Mangel an Dekorationsgegenständen fiel mir gleich auf, als ich über die Schwelle trat. Beck und ich waren in unserer Wohnung den entgegengesetzten Weg gegangen. Überall hingen diese kleinen Kronleuchter aus Acrylglas, die man für zehn Pfund in jedem Haushaltswarengeschäft bekam, und jeder Zentimeter Wandfläche war mit Drucken oder Fotos behängt – Landschaften und Schnapsschüsse von unseren Urlaubsreisen –, außerdem mit einem halben Dutzend Spiegel in allen möglichen Formen und Größen, um Weitläufigkeit vorzutäuschen. Ich fand schon immer,

dass die Art, wie jemand seine Umgebung gestaltet, Bände spricht. Die Deko bei mir würde zum Beispiel jedem auf Anhieb sagen, dass ich eine Schwäche für Kitsch habe, dass ich dazu neige, Krimskrams anzuhäufen, und dass ich von Größerem träume.

Aber was sagte Simons Wohnung über ihn aus? Oberflächlich betrachtet gar nichts. Sie war nur ein weiteres Puzzlestück in dem ganzen Rätsel. Die Diele, die vor mir lag, wies nicht ein einziges Totem auf, das einen Einblick in seine Persönlichkeit gegeben hätte. Nichts, was den skizzenhaften Eindruck, den ich von dem Mann hatte, mit Leben erfüllt hätte. Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht, ob man das, was ich von ihm hatte, einen Eindruck nennen kann. Es war nicht so sehr Realität, sondern eher eine Fantasie, so in der Art der halbgaren Geschichten, die wir uns über die Nebenfiguren in den Daily Soaps zusammenreimen. Was Tatsachen betraf, so hätte alles, was ich über Simon wusste, auf einem Post-it Platz gehabt. Er war in den Vierzigern, lebte allein, war gepflegt, ausgesprochen höflich, hielt immer mindestens eine Armlänge Distanz, sprach ohne Akzent und hatte einen Job, bei dem er ein weißes Hemd und manchmal ein Jackett tragen musste, aber keine Krawatte. Ich hatte nie so viel Interesse an ihm gehabt, dass ich mir die Mühe gemacht hätte, herauszufinden, was für ein Job das genau war.

Ich weiß nicht, wie lange ich an der Wohnungstür stehen blieb. In meiner Erinnerung zieht sich dieser Augenblick endlos hin. Ich kam mir vor wie ein Insekt, das in Bernstein gefangen sitzt. Aber ich vermute, das war nur der Effekt einer düsteren Vorahnung, die mich befiel. Irgendwie wusste ich, was mich erwartete. Die Tür zum Wohn-Esszimmer (mit integrierter Küchenzeile) stand einen Spalt offen, und



der Fernseher plärrte laut. Das, so dachte ich mir, könnte der Grund dafür gewesen sein, dass er auf mein Klopfen nicht reagiert hatte. Ich klopfte noch einmal etwas lauter an die Innenseite der Wohnungstür, dann rief ich seinen Namen, bekam aber keine Antwort. Nur das unermüdliche Geplapper aus dem Fernseher.

Weitergehen oder umkehren? Neugier und Zurückhaltung lieferten sich eine kurze, blutige Schlacht (mehr ein Geschubse und Gerangel, um die Wahrheit zu sagen), und dann brachten mich viereinhalb Schritte zu der halb offen stehenden Wohnzimmertür, wo ich mitten in der Bewegung erstarre, den linken Arm halb erhoben und die Hand zum Klopfen leicht gekrümmt.

Simon war tot. Ich musste keinen Schritt weitergehen, um mich von dieser Tatsache zu überzeugen. Er saß in einem Sessel auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers, knapp drei Meter von mir entfernt, die Augen weit offen und der Rücken unnatürlich gerade und steif. Aber im Grunde genommen lag es nicht an seiner Haltung, dass ich Bescheid wusste, es war auch nicht der leere, glasige Blick, in dem sich das Flackern des Fernsehers spiegelte. Es war vielmehr ein Gefühl von Abwesenheit – und gleichzeitig die Gewissheit, dass ich der einzige Mensch in dieser Wohnung war. Ich war ein Mensch, und Simon war eine Leiche.

Mein unmittelbarer Gedanke war, dass ich eine rauchen musste, gefolgt von der Erkenntnis, dass ich die Zigaretten in meiner Handtasche hatte. Auf dem Couchtisch lag eine Packung Marlboro. Na ja, was machte es schon aus? Beck konnte es sowieso nicht leiden, wenn ich in unserer Wohnung rauchte, egal, wie weit ich meinen Kopf aus dem Fenster streckte. Simon dagegen konnte schlecht Einwände er-

heben. Es war eine durchaus vernünftige Reaktion auf die Situation, in der ich mich befand. Ich ging zum Couchtisch, zog eine Zigarette aus dem Päckchen – es waren noch sieben übrig – und schaute mich nach einem Feuerzeug um. Es lag keins auf dem Tisch neben dem Aschenbecher, also war der nächste logische Schritt, in Simons Hosentasche zu suchen. Das allerdings erschien mir doch ein wenig zu pietätlos. Stattdessen zündete ich die Zigarette an dem Gas-herd in der Küchenzeile an, wobei ich aufpasste, dass ich mit den Haaren nicht in die Flamme geriet. Dann lehnte ich mich an die Arbeitsplatte und dachte nach.

Ich hatte schon einmal eine Leiche aus der Nähe erlebt, bei der Beerdigung meiner Großmutter, aber das war etwas völlig anderes gewesen. Die ganze Sache hatte wie eine öffentliche Aufführung gewirkt, in der alle – ich, meine Mutter, der Vikar, der Organist – eine per Drehbuch vorgegebene Rolle spielen mussten. Hier und jetzt war ich allein mit meinen Gedanken, und das vorherrschende Gefühl war ein ruhiges Verstehen. Gleichzeitig haftete der Situation auch etwas Erregendes an. Es war immer so, dass ich mich lebendiger fühlte, wenn ich rauchte – das ist ja das wunder-same Paradoxon des Rauchens –, aber hier ging es darüber hinaus noch um etwas anderes. Meine Sinne waren klar und geschärft, es war wie an einem heißen Tag eiskaltes Wasser zu trinken, und ich fühlte meinen Puls bis in die Fingerspitzen. Ich nahm mir vor, Dr. Barbara bei unserem nächsten Treffen von diesem Gefühl zu berichten. Sie würde die Einzige sein, die davon erfuhr; bei anderen Menschen war die Offenlegung solcher Gefühle nicht angebracht.

Als ich die Zigarette bis zum Filter geraucht hatte, löschte ich die Kippe unter dem Wasserhahn, rieb die Spüle trocken

und ging dann mit entschlossenen Schritten zu Simons Sessel. Mein Finger verharrte nur ganz kurz in der Luft, ehe ich gegen seine Wange stupste. Sein Fleisch fühlte sich nicht organisch an, sondern eher wie Gummi oder Latex, aber es war nicht so kalt, wie ich erwartet hatte. Allerdings hatten meine Erwartungen vermutlich wenig mit der Realität zu tun. Man dachte wohl immer, dass sich der Tod eiskalt anfühlen würde, aber stattdessen ähnelte er eher abgekühltem Badewasser. Oder vielleicht fühlte sich einfach allgemein dieser Abend im Londoner Spätfrühling so an.

Natürlich war weit und breit kein Telefonbuch zu sehen, und mein Handy steckte in meiner Handtasche, zusammen mit meinen Zigaretten, aber mir war so, als gäbe es eine Nummer der Polizei, die man in einem solchen Fall – der ja kein Notfall war – anrufen konnte. Ich glaubte mich zu erinnern, dass sie mit einer 1 anfang. Beck hätte sie sofort gewusst, er kam mit Zahlen viel besser zurecht als ich, aber aus irgendeinem Grund wollte ich jetzt noch nicht in unsere Wohnung zurück und alles erklären. Ich fand es wichtig, dass ich allein mit dieser Sache zurechtkam, als wäre das hier ein Test über meine Kompetenz als verantwortlich handelndes Individuum. Für Erklärungen war später noch Zeit.

Ich nahm den Hörer ab und wählte die Kombinationen mit drei Zahlen, die mit einer 1 begannen, die mir am nahestehendsten erschienen. Davon gab es nicht viele, aber trotzdem brauchte ich vier Anläufe. 111 war die Servicenummer der Gesundheitsbehörde, 100 stellte mich zu der Telefongesellschaft durch, und bei 123 kam die automatische Zeitanzeige. Diese Nummer kannte ich sogar, was ich aber in diesem Moment vergessen hatte. Als ich bei 101 angekommen war, trommelten meine Finger ungeduldig gegen die Wand.

Ich hätte mir eine zweite Zigarette anzünden sollen, bevor ich mich in diesen Trial-and-Error-Albtraum begab. Dann klickte es in der Leitung, und ich war mit der Polizeizentrale verbunden.

»Ich möchte eine Leiche melden«, sagte ich zu der Frau am Telefon. Eine Leiche. Das war zweifellos die korrekte Bezeichnung, die keine Fragen offenließ. Das dachte ich zumindest.

»Eine Leiche?«, wiederholte die Beamtin.

»Eine Leiche«, bestätigte ich. »Die Leiche meines Nachbarn.«

»Okay. Können Sie mir bitte Ihren Namen sagen? Und dann erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Mein Name ist Abby. Abigail Williams.«

»Abby oder Abigail?«

Was für eine merkwürdige Frage.

»Spielt das eine Rolle? Entweder Abby oder Abigail. Abigail steht auf meiner Geburtsurkunde. Abby, wenn Sie sich eine Silbe sparen wollen.«

Stille.

»Okay, Abby. Erzählen Sie mir, was passiert ist?«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich kam in seine Wohnung, und er ist tot. Er ist kalt und steif.«

»Sind Sie absolut sicher, dass er tot ist?«

»Wie bitte?«

»Haben Sie seinen Puls gefühlt? Ich kann Sie über das Telefon anleiten, wenn Sie möchten.«

Ich schaute zu Simon, seinem verkrampften Hals, den schlaffen Handgelenken. Beides sah nicht gerade anziehend aus. »Er ist kalt und steif«, wiederholte ich. »Er ist offenbar schon eine ganze Weile tot.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja doch, ich bin mir sicher!« Diese Frau war wirklich dämlich. »Er ist tot. Er hat schon seit vielen Stunden keinen Puls mehr.«

»Okay, ich weiß, dass Sie sich in einer Stresssituation befinden. Aber Sie machen das wirklich gut, Abby. Ich brauche nur noch ein paar Informationen, ehe ich jemanden zu Ihnen schicken kann. Sie sagen, der Verstorbene war Ihr Nachbar?«

»Ja, er ist mein Nachbar. War mein Nachbar. Er wohnte nebenan. Ich kam rüber, weil ich mir eine Dose Tomaten ausleihen wollte. Mein Freund kocht gerade Nudelsoupe. Aber als ich reinkam, war er tot, verstorben, wie ich Ihnen bereits sagte.«

»Abby, Sie reden ziemlich schnell« – eine sehr subjektive Betrachtung –, »und ich muss Sie bitten, ein bisschen langsamer zu machen. Wie lautet der Name Ihres Nachbarn?«

»Simon...« Ich stockte und dachte nach, versuchte, mir einen an ihn adressierten Briefumschlag vorzustellen. »Simon...« Aber da war nichts, kein Bild. »Ich kann mich nicht an seinen Nachnamen erinnern«, gestand ich. »Ich kannte ihn nicht besonders gut.«

»Wissen Sie, wie alt er war?«

»In den Vierzigern. Anfang vierzig, würde ich sagen.«

Durch die Leitung hörte ich, wie sie tippte. »Und jetzt die Adresse bitte.«

»129 Askew Road, W12.«

»Okay. Ich schicke Ihnen einen Streifenwagen. Er sollte in etwa zehn Minuten da sein.«

»Super. Es gibt eine Gegensprechanlage. Sagen Sie denen, sie sollen bei Wohnung Nr. 12 klingeln, dann lasse ich sie rein.«

»Danke, Abby.«

»Keine Ursache.«

»Es ist wi...«

In dem Moment, in dem ich auflegte, wurde mir klar, dass sie noch etwas gesagt hatte. Jetzt würde ich nie erfahren, was es war. Wichtig? Wirklich? Wirklich – was? Ich wartete noch eine halbe Zigarette, ob sie zurückrufen würde.

Sie tat es nicht.

Als ich in unsere Wohnung zurückkehrte, schwitzte Beck in der Pfanne noch immer eine einsame Zwiebel an, die mittlerweile zu einem gelblichen Brei zerfallen war. Ich stellte die Dose mit den Tomaten neben den Herd.

»Simon ist tot«, sagte ich. Anders konnte ich es nicht ausdrücken.

»Tot.« Er schaute mich an, als würde er auf die Pointe warten. »Was denn – wollte er die Dose etwa nicht kampflos aufgeben, und du hast ihn alle gemacht? Das würde zumindest erklären, wo du so lange gesteckt hast.«

Ich schmolte. »Das ist kein Scherz. Er war schon tot, als ich reinkam. Er sitzt in seinem Sessel.«

»Tot?«

»Tot.«

»Wie jetzt – richtig tot?«

»Herrgott noch mal! Was gibt's denn sonst noch? Fast tot? Ein bisschen tot? Er ist tot! Einfach nur tot. Kalt und steif.« Warum vertraute bloß niemand meinem Urteil in dieser Angelegenheit?

»Wow, das ist...« Er verstummte, senkte den Blick und runzelte die Stirn. »Ähm.«

»Was ist?«

»Du hast dir trotzdem die Tomaten genommen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Was macht das denn für einen Unterschied? Wir müssen etwas essen. Du kannst ohne Tomaten nun mal keine Tomatensoße machen.«

»Na ja ... stimmt schon, da hast du recht.« Wieder eine bedeutungsschwangere Pause. »Ist alles klar bei dir?«

Aus irgendeinem Grund ärgerte mich diese Frage. »Natürlich ist alles klar. Was soll denn sein?«

»Also ... ach, du weißt schon.« Er deutete vage auf die Küchenwand – oder besser gesagt durch die Wand zu Simons Wohnung, die von unserer nur durch eine etwa fünf- undzwanzig Zentimeter dicke Backsteinmauer getrennt ist und durch eine dünne Schicht Fliesen an der Wand. Es war komisch, sich vorzustellen, dass er uns da drüben in seinem Sessel so nahe war.

»Mir geht's gut«, versicherte ich ihm.

Beck nickte, aber er wirkte nicht überzeugt. Der Ausdruck auf seinem Gesicht – zu bemüht neutral – verriet mir, dass er bereits über seinen nächsten Einwand nachdachte.

»Hör mal, Abby, du solltest dich ein paar Minuten hinsetzen. Du kommst mir so ...«

»Wie lautet die Nummer der Polizei, die man wählen muss, wenn es kein Notfall ist?«, fragte ich.

»101«, antwortete er wie aus der Pistole geschossen.

»Richtig.«

»Ich kann anrufen, wenn du möchtest.«

»Schon erledigt. Sie müssten gleich da sein.«

»Oh. Und warum hast du dann ...?«

»Weil ich wissen wollte, ob du's weißt. Ich hab's mir aber schon gedacht. Ich glaube, die Zwiebel brennt an.«

Wie die meisten Männer ist auch Beck nicht multitas-

king-fähig. Er wandte sich wieder der Bratpfanne zu, und ich nutzte die Gelegenheit und verzog mich in die Diele. Kurz danach klingelte es.

Ich drückte meine Nase gegen die Glasscheibe, damit ich sehen konnte, was unten auf der Straße passierte. Mein Spiegelbild wurde unscharf. Blaulicht, das aufblitzte wie ein Stroboskop. Ein Streifenwagen und ein Krankenwagen. Ich wunderte mich über den Krankenwagen. Sollte es nicht ... irgendwas anderes sein? Ein Kühlwagen oder so? Vielleicht wurde meine Diagnose immer noch angezweifelt. Man sollte eine Art Kompetenztest für die Telefonzentrale der Polizei einführen. Oder vielleicht gab es den schon: Wer ihn bestand, durfte die Notrufnummer bedienen, wer durchfiel, landete bei 101.

Es dauerte noch weitere zehn Minuten, ehe sie seine Leiche abtransportierten, in einem Sack auf einer Bahre. Kurz danach klopfte die Polizei an unsere Tür. Mittlerweile war es draußen dunkel geworden, und ich goss mir ein Glas Rotwein ein. Beck kochte Tee für die anderen, für sich selbst und die beiden Polizisten – was mich als Außenseiterin dastehen ließ. Ich war nicht nur die einzige Frau, ich war auch die einzige Person, die Alkohol trank. Die Ironie dabei war, dass es doch völlig irre ist, an einem Mittwochabend um Viertel vor zehn gesüßten Tee zu trinken. Ich war immerhin die Einzige mit einem der Uhrzeit angemessenen Getränk.

Einer der Beamten nannte uns seinen und den Namen seines Kollegen, aber ich vergaß sie sofort wieder. Wachtmeister Soundso und Wachtmeister Irgendwas. Noch bevor wir uns einander fertig vorgestellt hatten, wurde ich von dem Gedanken abgelenkt, dass jede Begegnung mit der Polizei



von einem fundamentalen Ungleichgewicht der Kräfte geprägt ist, angefangen damit, dass sie unsere Vornamen wussten, wir dagegen lediglich ihren Rang und ihre Nachnamen. Ich weiß noch, dass ich mich einmal mit Dr. Barbara darüber unterhielt, dass kurz nach der Jahrtausendwende die Psychiater plötzlich gemeinschaftlich entschieden, sich künftig nicht mehr mit dem Vornamen, sondern mit dem Nachnamen anreden zu lassen. Dr. Barbara behauptete, sie hätte sich diesem Trend vehement widersetzt (nicht zuletzt, weil sie keine Psychiaterin war). Sie hatte schon früh in ihrer Laufbahn begriffen, dass ihren Patienten die Gewissheit, dass sie nicht nur Ärztin, sondern auch ein Mensch war, viel bedeutete, und dass sie sich eher einer Frau Dr. Barbara anvertrauten als einer Frau Dr. Middlebrock. Aber für die Polizei kam ein derartiges Konzept wohl nicht infrage. Man konnte sich nur schwer einen Wachtmeister Peter oder Wachtmeister Timothy vorstellen – allein schon bei dem Gedanken brodelte ein unfreiwilliges Kichern in meinem Magen nach oben. Ein paar Sekunden später tauchte es aus meinem Mund auf, wo ich es rasch als Schluckauf tarnte, aber keiner der Beamten schien etwas zu bemerken.

Noch einmal musste ich in allen Einzelheiten erzählen, was vorgefallen war, woraufhin sie sich auf all die Kleinigkeiten stürzten, die ich weggelassen hatte, um die Schilderung nicht ausufern zu lassen, angefangen bei dem unerklärlichen Geruch nach Zigarettenrauch. Ob mir das aufgefallen war.

»Ach, das war ich«, stellte ich klar. »Ich habe eine Zigarette geraucht, anderthalb Zigaretten, um genau zu sein. Nachdem ich ihn gefunden hatte.«

»Das hätten Sie nicht tun sollen«, tadelte mich Wachtmeister Soundso. »Das ist ein potenzieller Tatort.«

»Oh. Na ja, ich habe eine gebraucht. Und Beck will nicht, dass ich hier in der Wohnung rauche.« Ich glaubte, einen Blickwechsel zwischen den Beamten zu bemerken, und so setzte ich hinzu: »Er ist kein Kontrollfreak, wenn Sie das denken. Es ist nur, na ja, Sie wissen schon, eine dieser Sachen, bei denen man Kompromisse machen muss. Ich meine, im Allgemeinen haben wir eine gute Beziehung.« Ich legte meine Hand auf Becks Bein und lächelte ihn an, um ihn zu ermuntern, mir Rückhalt zu geben. Stattdessen warf er mir einen ungläubigen Blick zu, der mich zu fragen schien, was zum Henker in mich gefahren sei. Im Nachhinein betrachtet war dieser Blick wohl begründet. Ich weiß auch nicht, woher dieser verbale Dünnpfiff kam, aber vermutlich hing er mit der Enge und der schlechten Luft hier im Zimmer zusammen. Unsere Wohnung war nicht für vier Insassen designt. Eigentlich nicht mal für einen. Beck und ich saßen auf dem Zweisitzer, und die Polizisten hatten sich Stühle vom Esstisch herangezogen. Wir hatten etwa so viel Platz, als würden wir zu viert auf einer Waschmaschine hocken. Da ist es doch kein Wunder, dass sich unser Gespräch eher wie ein Verhör anfühlte.

»Können wir noch einmal von vorne anfangen?«, verlangte Wachtmeister Irgendwas. »Was genau wollten Sie in seiner Wohnung?«

»Tomaten«, sagte ich. »Ich wollte mir eine Dose Tomaten ausleihen.« Ich hatte eigentlich geglaubt, dass ich diesen Punkt unmissverständlich klargemacht hätte.

Der Polizist nickte langsam. »Ja, ich begreife, was Sie *ursprünglich* wollten. Aber dann, warum sind Sie in die Wohnung hineingegangen? Hatten Sie irgendeinen Grund zu glauben, dass etwas nicht stimmte?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Warum dann? Sie sagten, die Tür sei zu gewesen.«

»Ja, das stimmt.«

»Hat er Sie erwartet?«

»Nein.«

»Und es war auch nicht üblich, dass Sie einfach so unangekündigt bei ihm vorbeischaute?«

»Nein.« Ich verschwieg den Umstand, dass dies das allererste Mal war, dass ich überhaupt Simons Wohnung betreten hatte, dass ich den Typen kaum gekannt hatte. Die ganze Sache war ohnehin schon kompliziert genug. »Ich habe aus einem momentanen Impuls die Türklinke heruntergedrückt«, sagte ich. »Ich habe nicht wirklich gedacht, dass sich die Tür öffnen würde. Ich dachte, sie wäre verschlossen.«

»Aber sie war offen, also sind Sie hineingegangen.«

»Ja.«

»Noch so ein Impuls?«

»Ja. Mehr oder weniger. Nun ja, der Fernseher war sehr laut, und ich dachte, vielleicht hat er mich nicht klopfen gehört.«

»So ein Zufall«, sagte Wachtmeister Soundso, »dass Sie ausgerechnet heute hinübergangen sind.«

»Ja, das dachte ich mir auch.«

Was hätte ich sonst sagen sollen?

Ich nippte an meinem Wein und wartete ab, ob noch etwas folgen würde.

»Herrgott, Abby! Im Allgemeinen haben wir eine gute Beziehung.« Was sollte das denn?«

»Klang das verrückt?«

»Oh ja, das kann man wohl sagen.«

»Oh.«

»Bist du betrunken?«

»Nein.« Nach zwei Gläsern Wein fühlte ich mich ein bisschen schwerelos, aber das musste ich Beck ja nicht auf die Nase binden. Es war nicht wichtig. »Das lag nur an der Art, wie die beiden sich Blicke zugeworfen haben. Das muss dir doch aufgefallen sein. Die haben mich nervös gemacht.«

»Sie haben sich Blicke zugeworfen, weil du ihnen gerade erzählt hattest, dass du dich hingesezt und eine Zigarette geraucht hast – entschuldige, anderthalb Zigaretten – und zwar direkt neben einer Leiche. Als ob es das Normalste von der Welt wäre.«

Ich zuckte mit den Schultern. Was an diesem Abend war schon normal?

»Ich frage mich, was passiert ist«, sagte ich später, bereits zum wiederholten Mal. Wir saßen wieder auf dem Zweisitzer, vor uns eine leere Flasche Wein und die zweite gerade geöffnet.

»Wer weiß?«, sagte Beck. »Wie alt war er überhaupt? Vierzig? Fünfundvierzig?«

»Ja, so in etwa. Kein Alter zum Sterben.«

Das war ein ziemlich blöder Spruch, aber Beck schien es nicht zu bemerken. Er streichelte meinen Nackenansatz mit zwei Fingern.

»Ich glaube nicht, dass es ein natürlicher Tod war«, fuhr ich fort. »Es sah zwar nicht wie der Ort eines Verbrechens aus, aber trotzdem ...«

»Hm.«

»Gesunde Leute um die vierzig fallen nicht einfach so tot um, richtig? An der Sache ist bestimmt mehr dran, ein Selbstmord oder so. Obwohl... na ja, man hört doch hin

und wieder von einem plötzlichen Todesfall: Blutgerinnsel, Hirnblutung, Herzversagen, so etwas in der Art.«

Becks Finger massierten jetzt meine linke Schulter, unter dem Träger meines BHs, und schienen mit jeder Sekunde weiter südlich zu wandern. Was ging nur in den Köpfen der Männer vor? Wenn es auch nur ein einziges Thema gab, das ihre Aufmerksamkeit von Sex ablenken konnte, so hatte ich es noch nicht entdeckt. Ich verlagerte meine Sitzposition und lehnte mich zurück, um seine Hand in eine andere Bahn zu lenken, aber mein Manöver wurde missverstanden.

»Weißt du, mir ist momentan nicht nach Sex zumute«, sagte ich also.

»Oh.« Sein Gesichtsausdruck war eine Mischung aus Verwirrung und Enttäuschung, gespickt mit einem Hauch Empörung, als ob ich ihm seit einer Stunde eindeutige Avancen gemacht hätte. »Wegen Simon?«

»Nun ja, teilweise«, log ich.

»Ich dachte, es ginge dir gut.«

Ich zögerte, nur ganz kurz.

»Nein, natürlich geht es dir nicht gut. Du bist ...«

»Doch, bei mir ist alles klar«, versicherte ich ihm. »Das ist nicht der Grund.«

Was war der Grund? Ich wusste es nicht. Sex war ja nun kein so abwegiger Vorschlag. Wir hatten etwas getrunken, und es war Mittwochabend. Nicht, dass wir bereits in dem Stadium angekommen waren, wo wir Sex planen mussten. Aber er war auch nicht mehr ganz und gar spontan. Mittwochs schien es einfach nur besonders gut zu passen. Wir waren stillschweigend übereingekommen, dass wir nicht unseren ganzen Sex auf das Wochenende legen wollten.

»Ich bin ein bisschen verwirrt«, sagte Beck. »Simon ist tot,

und das hat dir ... ähm, die Lust auf Sex genommen? Aber nicht die Lust auf seine Tomaten?»

Ich sagte nichts.

Beck schaute mich ein paar Sekunden lang ernst an, dann nahm er meine Hand und sagte: »Also, wenn du dich dann besser fühlst, können wir eine Schweigeminute einlegen, bevor wir anfangen.«

Ich musste unwillkürlich grinsen, was natürlich seine Absicht gewesen war. Er versuchte, mir dabei zu helfen, mit der Sache auf meine Art zurechtzukommen, wie wenig er diese Art auch verstand.

»Oder danach. Oder währenddessen. Such's dir aus.«

Ich verdrehte die Augen. »Natürlich werden wir *währenddessen* schweigen. Wir sind doch Engländer.«

»Ich erlaube dir auch, danach eine Zigarette zu rauchen. Im Bett. Ich werde mal ausnahmsweise nicht den Kontrollfreak raushängen lassen.«

Ich gebe es nicht gerne zu, aber damit hatte er mich.

Der Sex erwies sich als überraschend gut, wenn auch ein wenig seltsam. Nicht der Sex an sich war seltsam, im Gegenteil, er war völlig normal: fünfzehn Minuten Vorspiel, gefolgt von fünf Minuten Missionarsstellung. Seltsam war eher meine Reaktion auf den Sex. Anfangs rasten meine Gedanken wild durcheinander. Ich dachte an das Outfit, das ich mir für morgen überlegt hatte, für das Interview mit Miranda Frost, und überprüfte noch einmal das Spiegelbild, das ich mental von mir abgespeichert hatte. Kühl, ruhig, klar. Dann dachte ich an Simon, wie sich sein Fleisch an meinem Finger angefühlte hatte. Teigig und schwammig. Und in diesem Augenblick veränderte sich etwas. Ich driftete aus der Realität weg.

Ich war körperlos, schwebte über mir, als ob ich eine künstlerische Einstellung in einem ansonsten mies abgedrehten Pornostreifen betrachten würde.

Als ich zurückkehrte, war alles anders, obwohl ich nicht genau wusste, warum. Vielleicht war es mir gelungen, mir genau die richtige Menge Alkohol einzuflößen – genug, um zu entspannen, aber nicht so viel, um gefühllos zu werden. Vielleicht erlebte auch meine Libido ihre Renaissance, nach so vielen Monaten im freien Fall. Vielleicht war es der Gedanke an Simon. Jedenfalls empfand ich in diesem Moment ein spontanes Glücksgefühl darüber, am Leben zu sein, warm und beweglich. Wie auch immer, ich kam sehr schnell, und nach einer relativ langen Phase mit mittelmäßigem Sex fühlte es sich an wie das längst überfällige Ablassen eines Überdruckventils.

»Ich bin froh, dass du mich überredet hast«, sagte ich zu Beck, als ich mit dem Kopf auf seiner Brust dalag. Er strich mit der Hand über meinen Rücken und meinen Hintern, sagte aber nichts. Als ich ihn noch einmal ansprach, war er erwartungsgemäß eingeschlafen.

Ich aber war wach. Hellwach.

Ich legte mich neben ihn und rauchte eine Zigarette. Dann eine zweite. Dann lag ich einfach nur im Dunkeln und wartete darauf, dass mein Geist den Betrieb einstellte. Nach einer Weile wünschte ich, ich hätte die Nachttischlampe angelassen. Dann hätte ich wenigstens lesen können.

Unser Schlafzimmer war ein Nicht-genug-Zimmer. Die Vorhänge waren nicht dicht genug gewebt, um das Licht der Straßenlaternen auszusperren, und die Doppelverglasung der Fenster war nicht gut genug in die Rahmen eingesetzt, um den Straßenlärm Londons abzuhalten. Außerdem wurde

es im Sommer ziemlich warm hier drin. Wenn ich jemals ein Schlafzimmer designen müsste, würde ich es so kühl und dunkel und still machen wie auf dem Grund des Meeres.

Um 1.37 Uhr gestand ich meine Niederlage ein und stieg aus dem Bett. Mit der Geräuschlosigkeit eines Einbrechers zog ich die Schlafzimmertür auf und schloss sie wieder. Dann schaltete ich das Wohnzimmerlicht an und goss mir ein Glas Wasser ein. Ich hatte Lust auf Kaffee, machte mir zu diesem Zeitpunkt aber immer noch Hoffnungen, dass ich vor dem Morgengrauen müde werden würde.

Trotz allem, trotz der Tatsache, dass ich in etwa sechs Stunden ausgeruht und wie aus dem Ei gepellt bei Miranda Frost auftauchen musste, war es irgendwie interessant, mitten in der Nacht wach zu sein, allein und aus keinem besonderen Grund. Die Wohnung kam mir fremd vor, so wie sich ein Heim anfühlt, wenn man die Weihnachtsdekoration abgenommen hat oder aus einem langen Urlaub zurückkehrt. Es schien nicht mehr dieselbe Wohnung zu sein, die ich vorhin verlassen hatte, um eine Dose Tomaten zu holen. Es war, als ob Simons Tod das Tor zu einer leicht veränderten Realität geöffnet hätte. Mir wurde klar, dass ich mehr als alles andere wieder nebenan sein wollte. Ich wollte still und reglos in dieser leeren Wohnung sitzen. Aber als ich mich hinaus-schlich, fand ich die Tür verschlossen vor.

Also öffnete ich stattdessen ein Fenster in unserem Wohnzimmer, lehnte mich so weit wie möglich nach draußen und rauchte. Hin und wieder fuhr unten auf der Straße ein Taxi vorbei, sonst war niemand unterwegs. Die Häuser gegenüber waren dunkel. Kein Licht war an. Es war eine gleichförmige, anonyme Front aus Backstein. Jedes Gebäude verschmolz mit dem danebenliegenden. Ich zog den war-



men Rauch in meine Lungen, gepaart mit der kalten Nachtluft, und fragte mich, wie viele einsame Tode in London an einem durchschnittlichen Mittwochabend vorkamen. Und wie viele dieser Tode plötzlich und unerklärlich waren. Etliche, kein Zweifel. Auf jeden Fall genug, um aus Simons Ableben nur eine Zahl in einer Statistik zu machen. Nicht genug, um im *Evening Standard* Erwähnung zu finden. Anders wäre es, wenn ich nicht in London leben würde. In anderen Teilen des Landes, wo die Leute nicht so dicht wie in einer Legebatterie aufeinanderhockten, wäre es einfacher zu trauern, wenn ein Nachbar starb. In anderen Teilen der Welt würde niemand mit der Wimper zucken – und schon gar nicht die Augenbrauen hochziehen –, wenn man einfach nach nebenan ging und um eine Dose Tomaten bat. Aber hier, in einer Stadt mit acht Millionen Einwohnern, vermittelte man mir das Gefühl, dass diese Handlung Simons überraschenden Tod erst ausgelöst hatte. Es war, als ob ich eine der wichtigsten Regeln des Lebens in einer modernen Großstadt gebrochen hatte und jetzt die Konsequenzen dafür tragen musste. Vielleicht hätte ich das Wachtmeister Soundso sagen sollen: An meinem Besuch in Simons Wohnung war nichts Zufälliges. Hier ging es um Ursache und Wirkung.

Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Ich zog mich vom Fenster zurück und versuchte es eine Weile mit Lesen. Als ich mich auch darauf nicht konzentrieren konnte, klappte ich mein Notebook auf und checkte meine E-Mails. Ich hatte nur eine neue Nachricht, von meiner Schwester. Sie wollte sich vergewissern, dass ich mich nicht vor dem Familienessen Ende diesen Monats drücken würde. Ich schickte ihr eine Antwort, in der ich ihr versicherte, dass

ich bereits eine Liste von guten Ausreden anlegte. Danach stöberte ich eine Weile auf meiner Google-Homepage. Der Spruch des Tages stammte von Einstein: »Der Unterschied zwischen Genie und Dummheit ist, dass Genie seine Grenzen hat.« Das Wetter morgen war grau in grau. Einem Impuls folgend tippte ich »Empfindungslosigkeit Tod« ein und verbrachte die nächsten fünfzehn Minuten damit, einen Psychotest zu absolvieren und dann einen Beitrag über einen Mann zu lesen, der nichts gefühlt hatte, als seine Mutter bei einem Autounfall ums Leben kam. Ich klickte mich durch einen Link nach dem anderen, folgte einer willkürlichen Spur durch den Cyberspace, ohne ein Ziel vor Augen.

Und dabei stolperte ich über den Affenkreis.



2



## DER STURM

Ich wachte auf, über der Armlehne des Zweisitzers hängend, die Wirbelsäule wie ein Korkenzieher verdreht. Ich hatte kaum mehr als zwei Stunden geschlafen, aber die Muskeln in meinem Lendenwirbelbereich waren hart wie Stein, und in meinem Kopf waberte dicker, trüber Nebel, durch den verschwommene Gestalten geisterten: Simon, flach auf einer Bahre liegend, die Polizisten, die sich verschwörerische Blicke zuwarfen, Miranda Frost, die mich in einem Haus in Highbury erwartete.

Scheiße.

Ich fuhr hoch und schaute auf die Uhr. 7.48 Uhr. Warum hatte Beck mich nicht geweckt? Die Absicht, jemand anderen für meinen Fehler verantwortlich zu machen, löste sich in Wohlgefallen auf, als mir einfiel, dass Beck immer wie ein Toter schlief und angesichts der lächerlich kurzen Zeit, die er brauchte, um sich morgens fertig zu machen, sein Wecker erst um acht Uhr klingeln würde. Meiner hätte um zwanzig vor sieben losgehen müssen. Ich kramte mein Handy her-

vor. Es *hatte* um zwanzig vor sieben geklingelt, war aber auf stumm gestellt.

Wie lange würde ich brauchen, um quer durch die Innenstadt zu kommen? Ein zehnminütiger strammer Marsch zu Shepherd's Bush Market, fünfundzwanzig Minuten bis nach King's Cross, dann noch einmal fünf nach Highbury und Islington. Fünfzehn Minuten, in denen ich auf Züge warten und mich durch die U-Bahn-Tunnel schieben musste. Plus zehn Minuten, um das Haus zu finden. Zahlen taumelten durch meinen Kopf wie betrunkene Hochseilartisten, bis mir klar wurde, dass es zum Rechnen noch viel zu früh war. Sagen wir mal, eine Stunde. Dann blieben mir noch genau zwölf Minuten, um mich zu waschen und anzuziehen.

Duschen konnte ich mir abschminken, Frühstück und Kaffee genauso – obwohl ich Koffein noch nie so nötig hatte. Unten im Kühlschrank war noch ein Rest Speed, aber es war verrückt, das Zeug auf nüchternen Magen einzuwerfen, wegen des Magengeschwürs, das ich seit letztem Jahr hatte. Trotzdem war ich schon halb durch die Küche, ehe ich beschloss, es sein zu lassen. Speed zum Frühstück – Dr. Barbara würde einen Anfall bekommen! Zwanzig Milligramm Fluoxetin und eine Zigarette auf dem Weg zur U-Bahn würden ausreichen müssen.

Klamotten, Haare, Zähne, Make-up, Toilette: In dieser Reihenfolge sortierten sich meine Prioritäten wie Domino-Steine, die schon in Schräglage geraten sind. Glücklicherweise hatte ich bereits am Vortag meine Kleidung zusammengestellt. Das Einzige, was ich ändern musste, war das Schuhwerk: Ballerinas statt High Heels. Die zusätzlichen Zentimeter hätten mir zwar nicht geschadet – so etwas schadet nie –, aber um diese Uhrzeit, mit so wenig Schlaf würden

mich hohe Absätze unter Garantie geradewegs in die Notaufnahme bringen.

Nach meinem eigenen rüden Erwachen nahm ich keinerlei Rücksicht auf Beck. Ich riss die Schlafzimmertür auf, woraufhin er senkrecht in die Höhe fuhr, schnappte mir meine Sachen und raste blitzschnell ins Bad. Nachdem es mir gelungen war, mich in meine Nylons zu zwängen, war der Rest ein Kinderspiel. Eine halbe Dose Trockenshampoo und ein Haarband verliehen meiner Frisur den Anschein von Ordnung und Sauberkeit. Um Zeit zu sparen, gurgelte ich mit Mundspülung, während ich auf dem Klo saß und pinkelte. Mit der Liniensicherheit eines Comiczeichners legte ich Eyeliner und Mascara auf und spielte einen Moment lang mit dem Gedanken, meine Kontaktlinsen einzusetzen, entschied dann aber, dass meine Brille mit den großen Gläsern und dem breiten schwarzen Gestell die bessere Wahl war. Beck behauptete immer, dass ich damit sexy und gelehrt aussah, und ich hegte die Hoffnung, dass Miranda Frost wenigstens einen Teil davon zu schätzen wusste.

In einer Wolke aus Body Spray sauste ich aus dem Bad und hörte, wie Beck durch die offene Schlafzimmertür irgendetwas Langatmiges und – soweit ich das mitbekam – Sinnloses von sich gab. Ich konnte nicht warten, bis er zum Ende kam, ich musste ihm ins Wort fallen und entschied mich zu einer knappen Schilderung meiner Misere.

»Liebling, ich bin schrecklich spät dran. Hab verschlafen, auf dem Sofa, frag nicht! Ich muss los. Bitte steh nicht auf und sprich mich nicht an. Du hältst mich bloß auf.«

»Oh. Verstehe. Na, ich hoffe, es...«

Den Rest hörte ich nicht mehr. Ich packte meine Tasche, mein Handy und meine Zigaretten. Ein flüchtiger Blick aus

dem Fenster zeigte mir, dass es nieselte, aber ein Schirm war nun wirklich zu umständlich. Drei Stufen auf einmal nehmend, hetzte ich die Treppe hinunter und trat hinaus in den Rushhour-Regen.

Als ich den flaschenhalsschmalen Zugang zur U-Bahn-Station Shepherd's Bush Market erreicht hatte, war ich nass bis auf die Knochen. Es war dieser verdammte, trügerische Regen, der wie Morgennebel daherkommt und einen dabei sozusagen mit seiner Beharrlichkeit tränkt. Während des Laufens zu rauchen, stellte eine logistische Herausforderung erster Güte dar, und in der U-Bahn ging es zu wie in Dantes fünftem Höllenkreis – das ist derjenige, der für die zornigen und mürrischen Zeitgenossen reserviert ist. Der Wagen, in den ich einstieg, war voll und wurde an jeder der folgenden elf Haltestellen immer voller. Eine halbe Stunde lang stand ich in meinem eigenen Saft.

Als ich in King's Cross umstieg, war Marie Martin überall – auf den Gleisen, in den Tunneln, in jedem dritten Rolltreppenpaneel. Sie wirkte überrascht, was sonst, natürlich weichgezeichnet, in Schwarz-Weiß, mit Haaren, so dunkel wie der Tod, und einem Schmollmund, der Männer zum Schmelzen brachte. Um genau zu sein, sah sie aus, als ob sie auch herrlich riechen würde, als würde sich dieser Geruch durch eine geheimnisvolle Foto-Alchemie verbreiten. Vielleicht lag es an den winzigen, glitzernden Schweißperlen auf ihrer Oberlippe. Vielleicht zog ich auch nur einen instinktiven Vergleich, bei dem ich nicht besonders gut abschnitt. Ich roch alles andere als herrlich. Eine Mischung aus billigem Körperspray und nassen Nylons.

Marie Martin: Séduction.

Abigail Williams: Schweißfeucht.

Ich hoffte inständig, dass ich feucht roch wie etwa der Regenwald am Amazonas.

Am liebsten hätte ich meiner Schwester eine SMS geschickt, um meine schlechte Laune bei ihr abzuladen. Oder meinem Vater, um ihm zu sagen, dass er ein oberflächliches Arschloch war. Aber ich hatte weder für das eine noch für das andere Zeit.

Um 9.07 Uhr tauchte ich aus den Tiefen der Highbury and Islington-Station auf und rannte den Rest des Weges zu Miranda Frosts Haus, eine Zigarette in der einen Hand und mein Handy mit Google Maps in der anderen. Als ich um 9.14 Uhr ankam, war aus dem hohlen Hungergefühl in meinem Magen ein stechender Schmerz geworden.

»Ah, Miss Williams.« Miranda Frost blickte auf die Armbanduhr, die sie nicht trug. »Ich freue mich, dass Sie es einrichten konnten. Sie sind doch Miss Williams, nicht wahr?«

»Ähm, ja. Abby. Hallo. Tut mir leid – es war nicht ganz einfach, herzukommen.« Ich wedelte vage mit der Hand in den Himmel, um meine Aussage zu untermauern. »Ich hätte anrufen können, aber ... na ja, ich habe Ihre Nummer nicht.«

»Ich habe Ihnen meine Nummer nicht gegeben.«

»Nein.«

»Der Fehler liegt also bei mir?«

Niemals klein begeben, wenn man sich einmal für eine Ausrede entschieden hat. »Ja. Unbestreitbar.«

Miranda Frost lächelte nicht. »Sie kommen besser herein. Ich habe nicht den ganzen Vormittag Zeit. Ich beabsichtige, um zehn Uhr am Schreibtisch zu sitzen. Schuhe aus, wenn ich bitten darf.«

Es war unbestreitbar eine Wohnung, hatte aber mit dem Schuhkarton, in dem ich hauste, nichts gemein. Die Wohnung umfasste zwei Stockwerke eines Stadthauses aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert, das die Highbury Fields überblickte. Es gab einen Garten hinter dem Haus und Fenster, die größer waren als der Grundriss unserer Küche, während Miranda Frosts Küche größer war als unsere ganze Wohnung. Die Vermutung, dass unser beider Behausungen letztlich in dieselbe Kategorie fielen, war nahezu absurd: Zu behaupten, Miranda Frost und ich lebten beide in Wohnungen, war dasselbe, als würde man behaupten, John Lennon und Ringo Starr wären beide gefeierte Songwriter.

»Sie haben ein hübsches Zuhause«, bemerkte ich.

»Das ist nicht mein Zuhause, Miss Williams. Es gehört einer Freundin. Ich wohne hier, wenn ich in London bin, was so selten wie möglich vorkommt. Ich könnte mir eine solche Wohnung nicht leisten. Ich bin Dichterin, keine Anwältin.«

»Oh.« Die Stille war bleischwer. »Was ist mit Ihrer Freundin? Was macht sie?«

»Sie ist Anwältin.«

»Ach so.«

Ich machte mich an meiner Tasche zu schaffen.

»Wären Sie damit einverstanden, wenn ich das Gespräch aufzeichne? Das ist zeitsparender.«

»Was immer Ihnen praktisch erscheint.«

Ich griff in das Seitenfach meiner Handtasche, wobei die Hälfte des Tascheninhalts über den Küchentisch kullerte – Zigaretten, Lippenstift, ein Tampon. »Scheiße! Tschuldigung, ich habe nicht viel geschlafen. Mein Koordinationsvermögen ist heute Morgen nicht das beste.«



»Offensichtlich. Ist das vielleicht der Grund, warum es Ihnen so schwergefallen ist, hierher zu finden?«

»Ja.« So, wie die Dinge lagen, hatte es keinen Sinn zu leugnen. »Aber es war nicht gänzlich meine Schuld«, setzte ich hinzu.

Miranda Frost zuckte mit den Schultern. »Es steht mir nicht zu, Ihre Professionalität infrage zu stellen. Sie sind jung. Sie führen zweifellos ein faszinierendes Leben. Soll ich Ihnen vielleicht einen starken Kaffee kochen?«

Ich beschloss, dieses Angebot ernst zu nehmen, obwohl ihr Mienenspiel eindeutig davon abriet. »Ja, danke. Das wäre sehr liebenswürdig.«

Sie schaute mich sekundenlang wortlos an. Dann glaubte ich, das Aufflackern eines Lächelns über ihre Miene huschen zu sehen. Aber vermutlich war das eine Halluzination. »Also schön. Es wäre ja auch zu ärgerlich, wenn dieser Morgen zu rein gar nichts nutze gewesen wäre.«

Als sie mit der Kaffeekanne zurückkehrte, hatte ich in Gedanken schon mit dem Entwurf angefangen.

*Wir sitzen in der ~~palastähnlichen~~ großzügigen Küche eines Stadthauses in Highbury. Miranda Frost, 52 (überprüfen!), trägt eine Strickjacke aus Kaschmir und einen Faltenrock. Wenn sie spricht, dann liegt dieselbe klare und ungeschönte Präzision in ihrer Stimme, für die ihre Dichtkunst berühmt ist. Sie kocht einen grottenschlechten Kaffee und ist noch zickiger, als man gemeinbin behauptet.*

»Mhm, Koffein! Danke, Miranda. Darf ich Sie Miranda nennen?«

»Sie haben noch dreiunddreißig Minuten, Miss Williams. Es liegt an Ihnen, wie Sie die verbleibende Zeit verbringen

wollen, aber ich schlage vor, dass wir die Liebenswürdigkeiten beiseitelassen und zur Sache kommen.«

Ich lächelte durch zusammengepresste Zähne. »Ja, kommen wir zur Sache. Nur noch einen Moment.«

Der Regen hatte meine Tasche durchnässt, und die Seiten meines Notizbuchs waren mit Feuchtigkeit vollgesogen. Wo einmal meine Fragen gestanden hatten, schwamm nun ein nicht schiffbares Meer aus blauer Tinte. Ich beschloss, erst mal Zeit zu schinden und dann zu improvisieren. »Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich ein wenig abseits der Spuranfänge?«

Sie nippte an ihrem Kaffee. »Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet.«

»Okay ... Also, Sie leben sehr zurückgezogen, haben sozusagen eine Passion für Privatsphäre.«

»Ist das eine Frage oder eine Behauptung?«

»Eine Behauptung.«

»Und eine Alliteration.«

»Ja, mag sein. Aber auch die haben manchmal ihre Berechtigung.«

»Bei Shakespeare, ja. Aber nicht in der seriösen Berichterstattung, Miss Williams.«

»Na gut. Also, das ist gar nicht so weit von dem weg, worauf ich eigentlich hinauswollte. Sie geben so gut wie keine Interviews. Ihr letztes war glaube ich 2010 für *The Culture Show*.«

»Korrekt.«

»Also, ähm, die Frage, die sich mir stellt, lautet – nur aus reiner Neugier – warum jetzt? Nein, streichen Sie das. Nicht warum jetzt. Warum ich? Ich meine, ich bin nicht gerade *The Culture Show*.«

So unbeholfen und tapsig meine Worte auch klangen, war es doch das erste Mal, dass etwas, das ich sagte, Miranda Frost zu gefallen schien. Das Lächeln blitzte wieder auf.

»Es war Ihr Name, Abigail. Sonst nichts. Ihr Name belustigte mich, also entschloss ich mich, Ihre E-Mail nicht zu löschen. Ich vermute, Ihnen ist Ihre literarische Namensvetterin bekannt. Salem? Die Hure in *Hexenjagd*?«

»Seit ich fünfzehn war. Wir haben das Stück in der Schule gelesen. Sie haben ein gutes Namensgedächtnis.«

»Nur in der Literatur. Aus Prinzip.«

»Den meisten Leuten entgeht die Namensgleichheit.«

»Wie vermutlich auch Ihren Eltern, richtig?«

»Ja. Meine Mum liest zwar ein bisschen, aber nicht regelmäßig. Und mein Dad verabscheut Kultur in jeglicher Form. Er ist in der Werbung. Ich glaube nicht, dass er meine Mutter jemals ins Theater ausgeführt hat.«

»Aha, »ausgeführt hat«. Vergangenheitsform. Sie leben getrennt?«

»Geschieden.« Mir war natürlich klar, dass es Miranda Frost irgendwie gelungen war, den Spieß umzudrehen, dass nun sie die Fragen stellte. Aber wenigstens taute sie ein wenig auf. Ich fand, dass ich nichts zu verlieren hatte, und redete weiter. »Mein Dad hat uns wegen seiner Sekretärin verlassen – das größte aller Klischees. Im Augenblick zappelt er am Haken eines französischen Parfüm-Models, ganze vier Jahre älter als ich.«

»Ein Parfüm-Model? Wie geht denn das?«

»Das ist ein Model in einer Parfümwerbung. Marie Martin. *Séduction*. Sie hängt überall in der U-Bahn, wenn es Sie interessiert.«

»Ich würde nicht mal mit der U-Bahn fahren, wenn Sie